

Sachdokumentation:

Signatur: DS 2677

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/2677



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 5. 7. 2020

Inhalt

| | |
|---|----|
| Lebendiger Klassenunterricht als Ansporn zum motivierten Lernen | 1 |
| 4.7.2020, Hanspeter Amstutz | 1 |
| Wenn Wissenschaft und Praxis auseinanderdriften | 3 |
| Journal21, 13.6.2020, Carl Bossard | 3 |
| Sie schaffte es von der Sek B direkt ans Gymnasium | 5 |
| Sonntagszeitung 28.6.20, Mensch Cheyenne, Rico Bandle | 5 |
| Fernunterricht in Zeiten von Corona Ein Erfahrungsbericht mit einer Sekundarklasse | 7 |
| LVBinform 4.6.2020, Philipp Loretz | 7 |
| Über die behauptete Notwendigkeit der Digitalisierung des Schulbetriebs | 11 |
| Condorcet-Bildungsblog, 20. Juni 2020, Christine Staehelin | 11 |
| Das Zwischenmenschliche lässt sich nicht digitalisieren | 14 |
| Luzerner Zeitung 10.6.2020, Gastbeitrag von Carl Bossard | 14 |
| Die Debatte über digitale Bildung ist entgleist..... | 15 |
| NZZ 8.6.2020, Meinung und Debatte, Gastkommentar von Julian Nida-Rümelin und Klaus Zierer | 15 |
| Die Schulen zukunftsfähig halten | 18 |
| NZZ 2.7.2020, Meinung & Debatte, Leserbriefe | 18 |
| Stärkung der Lehrerfunktion | 18 |
| 10.6.2020, Hanspeter Amstutz, | 18 |

Lebendiger Klassenunterricht als Ansporn zum motivierten Lernen

4.7.2020, Hanspeter Amstutz

Wenn eine Schülerin nach einer eher verkorksten Primarschulzeit in der Oberstufe aufblüht und einen erfolgreichen schulischen Weg einschlägt, ist das wirklich Grund zur Freude. Die Sonntagszeitung hat die ungewöhnliche Schullaufbahn einer Schülerin von der Sek B bis ins Gymnasium festgehalten. Dabei zeigte sich, dass die Sekundarlehrerin eine entscheidende Rolle für die Entfaltung des Potenzials der Schülerin spielte. Die Lehrerin förderte das aufgeweckte Mädchen optimal und verstand es, offenbar in der ganzen Klasse eine Aufbruchsstimmung zu schaffen. Zwar sind Übertritte von der Sek B ins Gymnasium äusserst selten, da bei „Spätzündern“ mit hohem Lernpotenzial bereits während der Sekundarschulzeit eine Aufstufung in die Sek A erfolgt. Es bleibt aber die erfreuliche Tatsache, dass Jugendliche aus gut geführten Sek B-Klassen oft bemerkenswerte schulische und berufliche Laufbahnen einschlagen.

Im gegenwärtigen Hype der schulischen Digitalisierung scheint in vielen Kreisen die Rolle der Lehrpersonen zu verblassen. Nicht die Kunst des motivierenden und kompetenten



Unterrichtens steht im Vordergrund, sondern die neuen Möglichkeiten digitaler Lernprogramme. Wer jedoch das oft labile Lernverhalten jüngerer Teenager kennt, weiss wie zentral ein starkes Beziehungsband zwischen Lehrerin und Schülerin ist. Dieses schliesst digitale Techniken sicher nicht aus, prägend jedoch bleibt die motivierende Ausstrahlung einer Lehrerpersönlichkeit im lebendigen Klassenunterricht und im persönlichen Gespräch.

Trendige Didaktik futiert sich um Erkenntnisse der Hirnforschung

Gleich in vier unserer Beiträge wird mit den teils falschen Annahmen der radikalen Digitalisierungsbefürworter aufgeräumt. Carl Bossard greift in seinen erhellenden Kommentaren Forschungsergebnisse des renommierten Neurologen Lutz Jäncke auf. Dieser übt scharfe Kritik an der von neuen pädagogischen Strömungen propagierten Methode des selbständigen Lernens bei Pubertierenden. Carl Bossard erinnert daran, dass Lernautonomie schrittweise aufgebaut werden muss und der Gehirnentwicklung nicht vauseilend verlangt werden kann. Kinder und Jugendliche brauchen für eine gesunde schulische Entwicklung gezielte Anregungen und freundliche Führung von einem lebendigen Gegenüber. Moderne Lernprogramme können zwar den Wissensstand eines Schülers nach einiger Zeit erfassen und individualisierte Aufgabenstellungen schaffen. Doch Computer verfügen über keine empathischen Fähigkeiten und sehen das pädagogische Ganze überhaupt nicht.

Eigentlich sind die genannten Forschungsergebnisse und Erfahrungstatsachen schon länger bekannt. Doch viele digitale Reformer scheinen davon wenig beeindruckt zu sein. Sie gehen weit über die Forderung nach einer guten digitalen Ausrüstung aller Schulen hinaus und sprechen von der Notwendigkeit, die Lernprozesse umfassend auf digitale Programme auszurichten. Dieser nebulöse Fortschrittsglaube wird in einem klug analysierenden Beitrag einer Primarlehrerin und in einem mutigen NZZ-Gastbeitrag eines Autorenteamts ziemlich zerzaust.

Besserer Präsenzunterricht ist die passende Antwort

Dass wir Fragen der Digitalisierung nicht nur theoretisch abhandeln, sehen Sie im Bericht des Condorcet-Autors Philipp Loretz über die Zeit des Corona-Fernunterrichts mit seiner Schulklasse. Der digital versierte Schulpionier zieht eine lesenswerte Bilanz über das vergangene aussergewöhnliche Schulquartal. Auch wer kritisch einer weitgehenden Digitalisierung des Unterrichts gegenübersteht, wird dem engagierten Fernunterricht unseres Lehrerkollegen einiges abgewinnen können.

Letztlich aber dreht sich alles um die Frage, welcher pädagogische Mehrwert mit einer schulischen Digitalisierung erreicht wird. Vergleicht man moderne Lernprogramme und interaktive Lernmedien mit einem schwachen Präsenzunterricht, dann wird beim digitalen Lernen mehr herauschauen. Unterrichtet jedoch eine in jeder Hinsicht kompetente Lehrerpersönlichkeit eine lebendige Klassengemeinschaft, dann zeigen sich die Vorzüge einer unmittelbaren Didaktik in aller Deutlichkeit. Deshalb spielt es eine zentrale Rolle, dass Lehrerinnen und Lehrer primär für einen qualitativ hochstehenden Präsenzunterricht ausgebildet werden. Da besteht durchaus Verbesserungspotenzial. Die digitalen Neuerungen können unter diesem Aspekt als anspornende Herausforderung gesehen werden. In den beiden Leserbriefen am Schluss unserer Ausgabe sind diese Gedanken ausführlicher formuliert.

Willkommene Sommerpause

Zum Schluss noch etwas in eigener Sache. Wir sind froh, dass Ruedi Richner, unser stiller Schaffer im Redaktionskollegium, nach einem Herzinfarkt seine Arbeit wieder aufnehmen konnte. Ohne sein grossartiges Engagement hätte dieser Newsletter nicht erscheinen können.

Nach dieser Ausgabe zum Ende eines turbulenten Schuljahrs legen wir eine Pause bis



nach den Sommerferien ein. Das Redaktionsteam wünscht Ihnen eine erholsame Zeit und Musse bei der Lektüre der spannenden Beiträge.

Wenn Wissenschaft und Praxis auseinanderdriften

Journal21, 13.6.2020, Carl Bossard

Bestimmen pädagogische Glaubenssätze und Dogmen der Didaktik den Schulalltag? Das fragt man sich nach einer Analyse des Neuropsychologen Lutz Jäncke. Ein Zwischenruf mit drei Punkten.

In den Schulen setze sich manches „über die Erkenntnisse der Hirnforschung und Lernpsychologie hinweg“, beklagt der Zürcher Neurowissenschaftler Lutz Jäncke. Der bekannte Neuropsychologe erforscht das menschliche Lernverhalten. Seit 2002 lehrt er an der Universität Zürich. In einem Interview mit der SonntagsZeitung spricht Jäncke Klartext¹: Vieles in der Schule sei von Bildungstheoretikern entworfen und manches Konzept nicht den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen angepasst, so sein Fazit.

Erstens: Junge Menschen brauchen ein pädagogisches Gegenüber

Lutz Jäncke benennt pädagogische Glaubenssätze. Dazu gehört die beliebte These, dass es nichts Besseres als „selbstorientiertes Lernen“ geben könne. Suggestiert wird ja, autonomes Lernen erlöse die Schüler vom gemeinsamen Unterricht und der „direkten Instruktion“ mit dem begleiteten Lernen, diffamierend stets als Frontalunterricht bezeichnet. Und dazu gehört der feste Glaube, nur Selbstlernen führe zum Ziel der Selbständigkeit. Darum der dezidierte Wechsel „from teaching to learning“. Die Lehrperson wird bei dieser Methode zum blossen „peer in the rear“, zum Kollegen im Heck, degradiert; allenfalls bleibt sie als „guide at the side“ noch Lernbegleiterin. Es ist, pointiert formuliert, so etwas wie das allmähliche Verschwinden des Pädagogen – verursacht durch die geradezu kantianisch klingende Errungenschaft des autonomen Lernens.

Das höre sich zwar toll an, sagt Jäncke. Und ganz nüchtern fügt er bei: „Aber es funktioniert oft nicht so, wie man sich das theoretisch vorstellt. Kinder und Teenager sind nicht so effizient in der Lage, sich selbst klare Ziele auszusuchen und sich mit einem Stoff auseinanderzusetzen, wenn sie nicht verstehen, warum sie diesen Stoff lernen sollen.“ Darum müssten das Lehren und der Lehrer rehabilitiert werden – auch und gerade dann, wenn man das Wort Pädagoge in seinem ursprünglichen Sinn ernst nimmt: paid-agogein, die Kinder zur Freiheit führen. Das wissen alle Lehrerinnen und Pädagogen, die sich für eine emanzipationsorientierte Bildungs- und Unterrichtsarbeit engagieren.

Zweitens: Junge Menschen brauchen Struktur und Stimulation

Eine solche Bildung will die Kinder und Jugendlichen aus ihrer aktuellen Form herausführen, will sie über ihre jeweilig begrenzte Subjektivität und Situiertheit hinausführen – hin zu ihren Möglichkeiten. Das meinte wohl Goethe, als er in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ Natalies Bildungsmaxime formulierte: „Wenn wir die Menschen [...] behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.“² Nur das kann letztlich der Sinn der Pädagogik sein: den Kindern helfen, dass sie sich entwickeln können und denken lernen. Damit sie täglich etwas mündiger werden, souveräner, freier –

¹ „Liebe Eltern, entspannt euch!“ Interview von Nadja Pastega mit Lutz Jäncke. In: SonntagsZeitung, 24.05.2020, S. 15f

² Goethes Werke (1959). Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 7. Romane und Novellen (4. Aufl.). Hamburg: Christian Wegner, S. 531.



auf dem Weg zum Erwachsenwerden, auf dem Weg zum Subjekt-sein in einer Welt mit Anderen.

Der Frontalcortex ist erst spät ausgereift – das hat Folgen

Kinder müssen Autorinnen und Autoren ihrer Lebensbiografie werden. Doch diese Autonomie kommt nicht von selbst. Sie „brauchen Struktur und Stimulation“, sagt Lutz Jäncke. „Je jünger sie sind, desto mehr muss man ihnen davon bieten“, betont er. „Das hat einen neurophysiologischen Hintergrund: Der Frontalcortex ist bei Kindern und Jugendlichen noch nicht voll ausgereift. [Also] jener Bereich des Gehirns, der hilft, uns zu disziplinieren und gegen Ablenkung zu wehren. Er ist erst mit dem 18. Lebensjahr ausgereift. Darum ist die Gefahr bei Kindern gross, dass sie sich ablenken lassen.“

Daher sei es „einfach eine Tatsache, dass man Kindern eine Struktur geben muss“, unterstreicht Jäncke seine Aussage. Und das hat einen weiteren Grund. Manche Kinder sehen sich in ihrem Alltagsleben einer leidigen Schlüsselschwierigkeit gegenübergestellt: Sie leben in einer unterstrukturierten Mikrowelt. Regeln, Zeitstrukturen und Selbstkontrolle bereiten ihnen Mühe. Darum ist selbstorientiertes Lernen für viele so anspruchsvoll; die Freiheit überfordert und verwirrt sie. Sie benötigen in der Schule eine charmante Autorität, die sie führt und leitet. Sich selber in verantworteter Freiheit führen, das müssen Kinder und Jugendliche erst lernen. Sie „brauchen Halt und freundlichen Widerstand“, resümiert darum der Neurowissenschaftler und Arzt Joachim Bauer.³

Drittens: Junge Menschen brauchen konzentriertes Automatisieren

Lernen erfordert Anstrengung und Üben. Zahlreiche psychologische Studien belegen es: Der Mensch braucht an die sechs bis acht Wiederholungen, um eine Information vom Kurzzeitgedächtnis ins Langzeitgedächtnis zu befördern. Fehlen diese Repetitionen und der damit verbundene Einsatz, so nimmt das Vergessen seinen Lauf. Der Moment des Vergessens beginnt im Moment des Merkens.⁴ Und dies ist unabhängig davon, ob analog oder digital gelernt wird. Üben aber benötigt Zeit. Doch in der (Über-)Fülle heutiger Fächer und Themen fehlt diese Zeit. Regelmässiges Repetieren und Automatisieren kommen zu kurz.

„Was sie brauchen, haben sie in der Schule nicht gelernt“

Hart ins Gericht geht darum Jäncke mit dem Lehrplan 21. Dieses offizielle Dokument beschreibt in 363 Kompetenzen und mit über 2'300 Kompetenzstufen, was die Schulkinder alles beherrschen sollen. „Dieses Konzept wurde offenbar von Theoretikern entworfen. So wie das formuliert ist, lässt es sich in der Praxis kaum umsetzen. Ich habe noch keinen Lehrer getroffen, der davon hellauf begeistert ist. Oft fühlen sie sich überfordert, was jeder versteht, der einmal in diesen Lehrplan reingeschaut hat.“ Er überquillt von kleingemasteten und messbaren Kompetenzzielen, welche die Kinder individuell und selbstorientiert erarbeiten sollen.

Die Folge davon: „Wenn die Kinder dann aufs Gymnasium wollen, müssen sie irgendwelche Weiterbildungskurse bei Privatanbietern aufsuchen, weil sie das, was sie brauchen, in der Schule nicht gelernt haben. Das ist doch ein völlig falsches Lehrmodell“, diagnostiziert Jäncke.

Das Wort des Wissenschaftlers – ob es gehört wird?

Hier driften Wissenschaft und pädagogische Praxis weit auseinander. Leidtragende sind die Schulkinder. Dabei plädiert eine verantwortungsbewusste Bildungswissenschaft schon

³ Joachim Bauer: *Wie wir werden, wer wir sind. Die Entstehung des menschlichen Selbst durch Resonanz.* München: Karl Blessing Verlag, 2019, S. 58

⁴ Klaus Zierer: *Die Grammatik des Lernens*, in: FAZ, 04.10.2018, S. 7.



längst für ein Wiederentdecken und Wiedererrichten des Lehrens, für ein „Re(dis)covery of Teaching“.⁵ Dazu gehört auch die „Rückgewinnung des Denkens“, wie es der emeritierte Berner Pädagogikprofessor Walter Herzog fordert: die jungen Menschen zum Denken anleiten – Denken als innerer Dialog zwischen mir und mir selbst. In der amerikanischen Pädagogischen Psychologie heisst es pragmatisch: „Teachers are leaders of learning and learners.“ Lehrer führen das Lernen und die Lernenden.

Dafür votiert auch Jäncke. Ob sein klares Wort in die erfahrungsverdünnte Luft der Bildungsstäbe dringt? Wünschenswert wäre es. Gerade für lernschwächere Kinder.

Sie schaffte es von der Sek B direkt ans Gymnasium

Sonntagszeitung 28.6.20, Mensch Cheyenne, Rico Bandle

Cheyenne Wiederkehr ging in der Schule einen erstaunlichen Weg. Die untere Niveaustufe habe zu unrecht einen schlechten Ruf, sagt sie.

Drei Jahre sind für Kinder im Primarschulalter eine unendlich lange Zeit. So lange sind viele von ihnen einer einzigen Lehrperson ausgeliefert. Oft sind es glückliche Jahre. Manchmal aber auch qualvolle.

Cheyenne Wiederkehr hat beides erlebt: Eine Lehrerin hat sie fast gebrochen, die andere gerettet – und ihr zu einer Schulkarriere verholfen, wie sie in unserem System nur ganz selten gelingt: Sie hat den Sprung von der Sek B, der früheren Realstufe, direkt ins Gymnasium geschafft und dann auch die Probezeit erfolgreich überstanden.

Im Kanton Zürich sind Sek-B-Schüler erst seit 2015 für die Aufnahmeprüfung ans Gymnasium zugelassen. Auch einige andere Kantone ermöglichen dies mittlerweile – man spricht von «Durchlässigkeit», die gewährt sein sollte.

Die Erfolgsaussichten sind allerdings gering. In Zürich zum Beispiel haben dieses Jahr 1520 Jugendliche die Aufnahmeprüfung ins Kurzzeitgymnasium bestanden, davon nur zwei aus der Sek B. Und die Wahrscheinlichkeit, dass diese dann auch die Probezeit überstehen, ist erfahrungsgemäss bescheiden.

Niemand stellte infrage, dass sie in die Sek B geht

Auch 2019 gelang zwei Sek-B-Schülerinnen der Sprung ins Gymnasium. Nur eine von ihnen ist nach einem Jahr noch dabei: Cheyenne Wiederkehr aus Stäfa. Die 16-Jährige schlägt ein Treffen nach der Schule im Starbucks-Café beim Zürcher Hauptbahnhof vor, wo viele Jugendliche vor der Heimfahrt noch etwas trinken.

Cheyenne erweist sich als eher unauffällige, sehr zuvorkommende junge Frau, die sich hervorragend auszudrücken vermag. Weshalb ging jemand wie sie in die Sek B? «In der Primarschule habe ich eine schlimme Zeit durchgemacht», erzählt sie. Die Lehrerin sei enorm demotivierend gewesen, habe die Klasse nicht im Griff gehabt. Für Cheyenne eine Katastrophe. «Die Schule hat mich nicht mehr interessiert, meine Noten waren schlecht, ich habe völlig abgehängt.» Diese Lehrerin arbeite mittlerweile nicht mehr in jenem Schulhaus. «Es war eine sehr schwierige Zeit für mich.»

Am Ende der sechsten Klasse, als über die Einteilung in die Sekundarschule diskutiert wurde, war für Cheyenne klar, dass sie in die Sek B geht. «Weder ich noch meine Eltern

⁵ Ewald Terhart: Eine neo-existenzialistische Konzeption von Unterricht und Lehrerhandeln? Zu Gert Biestas Wiederentdeckung und Rehabilitation des Lehrens und des Lehrers, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, 94 (2018) 3, S. 479.



haben meine Entscheidung infrage gestellt», sagt sie.

An der falschen Schule – das gibt es oft

Dass Schülerinnen und Schüler falsch eingestuft werden, ist gar nicht so selten. ETH-Intelligenzforscherin Elsbeth Stern sorgte vor einigen Jahren für Aufsehen, als sie nachwies, dass rund 40 Prozent der Gymnasiasten am falschen Ort sind. In der Sekundarschule ist dies nicht anders. Eine Auswertung der Pisa-Tests zeigte: Gute Schüler aus der Sek-B sind bedeutend besser als schlechte aus der Sek A. Gemäss Bildungsforscher Stefan Wolter, der die Zahlen ausgewertet hat, gibt es allerdings nur wenige Sek-B-Schüler, die in der Sek A unter den Besten wären, also bei den Gymi-Anwärtern. «Hingegen gibt es sehr viele in der Sek A, die eigentlich in die Sek B gehören würden», erklärt er.

Die Sek B steht generell in einem schlechten Ruf. Dort habe es vor allem Kinder aus bildungsfernen Schichten, lautet das Klischee, das Niveau sei tief, kaum jemand finde danach eine gute Lehrstelle. Entsprechend setzen viele Eltern alles daran, dass ihre Kinder nicht dahin kommen. Cheyenne zeichnet ein anderes Bild. «Wir hatten eine super Klasse, die Lehrerin hat mein Potenzial sofort erkannt und mich enorm gefördert.»

Die Sek B sei für sie genau das Richtige gewesen. Mit ihrem gutbürgerlichen Schweizer Hintergrund gehörte sie dort zwar zur Minderheit, doch das spielte keine Rolle. «Nach der furchtbaren Zeit in der Primarschule ist die Freude am Lernen zurückgekehrt.» Sie habe plötzlich nur noch Fünfeinhalber und Sechser geschrieben.

Als ihr nach einem Jahr angeboten wurde, in die Sek A aufzusteigen, lehnte sie ab. «Ich wollte die Lehrerin und die Klasse nicht verlassen», sagt sie. Bei der Berufsberatung habe man ihr empfohlen, im Anschluss an die Sek die Handelsmittelschule (HMS) zu besuchen. Bei der Kantonsschule Hottingen in Zürich sind die Aufnahmeprüfungen für die HMS und das Wirtschaftsgymnasium nahezu identisch: genügen die Noten, dürfen HMS-Anwärter ans Gymnasium. «Da ich Ärztin werden möchte, wollte ich unbedingt den Gymi-Schnitt erreichen.»

Sie musste viel Stoff nachholen

Cheyenne packte die Chance. Die Eltern ermöglichten ihr den Besuch eines privaten Vorbereitungskurses. «Ich musste in einem halben Jahr all den Stoff nachholen, den wir in der Sek B nie hatten». Es war eine sehr anstrengende, aber auch befriedigende Zeit, wie sie sagt. «Ich bin weiterhin geritten und habe zur Ablenkung begonnen, Geige zu spielen.» Die Prüfung hat sie mit Bravour bestanden.

Als grössere Hürde erwies sich die Probezeit am Gymnasium. «Am Anfang war es schwierig, ich brauchte einige Zeit dafür, mich an den Rhythmus zu gewöhnen», sagt sie. Die ersten Prüfungen waren noch unbefriedigend, dann aber steigerte sie sich stetig und beendete die Probezeit mit einem komfortablen Polster. Auch der Corona-bedingte Fernunterricht in den letzten Wochen war für sie kein Problem, sie ist es gewohnt, selbstständig zu lernen.

«Die Lehrer und die Mitschüler reagieren immer völlig erstaunt, wenn ich sage, dass ich aus der Sek B komme», erzählt sie. Die vielen Vorbehalte kann sie nicht nachvollziehen. «Fast alle meine ehemaligen Klassenkollegen aus der Sek B haben eine gute Lehrstelle gefunden.» Einer habe sogar die Aufnahmeprüfung an die Berufsmittelschule bestanden, sich dann aber für einen anderen Weg entschieden.

Es bereitet ihr sichtlich Freude, die in Verruf geratene Schulstufe zu verteidigen – als ob sie selber noch dazugehöre: «Man soll uns Sek-B-ler nicht unterschätzen!»



Fernunterricht in Zeiten von Corona Ein Erfahrungsbericht mit einer Sekundarklasse

LVBinform 4.6.2020, Philipp Loretz

Und auf einmal war er da: der hochgradig digitalisierte Unterricht; bedingt durch die Corona-Krise. Im Nachgang zu den zwei Monaten Fernunterricht lassen sich zwei sich gegenüberstehende Kernaussagen herauschälen: Die eine Seite sieht sich darin bestätigt, dass das digitale Lernen die alternativlose Zukunft darstelle. Die Skeptiker auf der anderen Seite meinen zu erkennen, dass nach den Erfahrungen mit dem Distance Learning umso klarer sei, dass echtes Lernen ausschliesslich auf der Beziehungsebene stattfindet.

Doch wie zumeist im Leben gibt es nicht nur Schwarz und Weiss, sondern eine Fülle an bunten Zwischentönen. Im vorliegenden Artikel reflektiere ich meine eigenen Erfahrungen während des Fernunterrichts mit einer 9. Klasse. Die Ausführungen basieren unter anderem auf einer klasseninternen Umfrage, aber auch Rückmeldungen von Eltern. Dabei wurde mitunter Erstaunliches zu Tage gefördert.

#1 Der Corona-bedingte Fernunterricht hat gezeigt, wohin die Reise geht. Die Zukunft gehört den digitalen Lehrmitteln.

Stimmt

Die einschlägigen Verlage produzieren mittlerweile attraktive digitale Lehrmittel, die mit Lernaktivitäten aufwarten, welche in Printform nicht zu schaffen sind. Die im Zuge der geleiteten Lehrmittelfreiheit vom Bildungsrat bewilligten Englisch- und Französischlehrmittel der international renommierten Verlage bieten den Lernenden und der Lehrerschaft zahlreiche attraktive Features. Dank des aufsteigend flächendeckenden Einsatzes von Tablets werden die Sekundarschülerinnen und -schüler ab August 2020 von diesen neuen Möglichkeiten profitieren, beispielsweise auch vom umfangreichen Lesesortiment eines bekannten Verlages, der hunderte von interaktiven Graded Readers für jedes Alter und Sprachniveau führt.

Stimmt nicht

Die wöchentliche Arbeitszeit am Bildschirm während der Fernunterrichtsphase bewegte sich für 60% meiner Schülerinnen und Schüler «am oberen Limit». Nur ein Drittel wählte die Option «gerade recht». Dieses Resultat erstaunt, zumal unser Klassenteam bewusst auf einen ausgewogenen Mix aus digital und analog lösbaren Aufgabenstellungen achtete. Die Tatsache aber, dass 90% (!) der Klasse angaben, dass sie die schriftlichen Aufträge «häufig» respektive «meistens» ausdrucken und ganz ohne PC lösen würden, zeigt eindrücklich, dass Papier auch in Zukunft nicht ausgedient haben dürfte.

Übrigens: Wegen der stark erhöhten Bildschirmzeit fanden externe Bildschirme überall reissenden Absatz. Aus gutem Grund: Für ergonomisches Arbeiten am PC über längere Zeit ist ein grosser, hochauflösender Bildschirm unabdingbar.

#2 Beim digitalen Fernunterricht bleibt die Intensität auf der Strecke

Stimmt

Im ferngesteuerten Setting ist die Kontrolle über den Lernprozess der Schülerinnen und Schüler nur beschränkt möglich. Das Ablenkungspotenzial dürfte von zahlreichen Faktoren abhängig sein, insbesondere von der Ausstattung des heimischen Arbeitsplatzes, der vom eigens eingerichteten «Corona-Büro» bis hin zum (geordneten) Chaos reicht. Selbst beim Live-Unterricht sind die Kameras und Mikrofone wegen mangelnder Bandbreite respektive Unterdrückung von Rückkopplungen meistens ausgeschaltet. Dieser



Umstand dürfte dem kreativen Multitasking mancher Jugendlichen völlig neue Horizonte eröffnet haben. Das Biologieexperiment im Live-Unterricht auf dem Laptop, die angesagte Netflix-Serie «Elite» auf dem externen Corona-Bildschirm.

Stimmt nicht

Wenn das Visuelle, die Mimik und die Gestik wegfallen, fokussiert der Mensch automatisch auf seinen am zweitbesten ausgeprägten Sinn. Er hört dann nicht nur aufmerksam zu, er beginnt regelrecht zu horchen. Eine Audiokonferenz, in der die Schülerinnen und Schüler Transferaufgaben zu einer Klassenlektüre präsentierten, wurde für mich zu einer veritablen Sternstunde. Die ausgezeichneten Ausführungen, gepaart mit den per Bildschirmfreigabe geteilten anschaulichen Illustrationen und die substantiellen Feedbacks der Klassenkameradinnen zeugten von einer intensiven Vorbereitung und vor allem von interessierten Ohren. Manche Votanten bezogen sich mit ihren Einschätzungen auf Äusserungen, die sage und schreibe eine halbe Stunde alt waren.

Nach 60 (!) Minuten schliesslich musste ich die Audiokonferenz aus Zeitgründen leider beenden. Im Chat schrieb ich: «Das war schlicht super! Herzlichen Dank für eure Beiträge, eure «Funkdisziplin» und eure wertschätzenden Feedbacks. Chapeau!» Ob wirklich alle gleich intensiv zuhörten und mitdachten, weiss ich nicht. Aber das kann ich auch im analogen Unterricht nur bedingt beurteilen. Die Gedanken sind bekanntlich frei – in der digitalen und analogen Welt.

Ich habe mir auf jeden Fall auf die Fahnen geschrieben, im Unterricht wieder vermehrt reine Audiobeiträge einzusetzen. Das mehrsprachige Hörspielangebot einer marktführenden Streamingfirma etwa deckt ein weites Spektrum ab. Ohrenspitzen statt Bilderflut!

#3 Dank dem Digitalisierungsschub gewinnt das individuelle, autonome Lernen die Oberhand

Stimmt

Die folgenden Schülerzitate sprechen für sich: «Ich war zwar schon ziemlich selbstständig, aber dank des Fernunterrichts bin ich nochmals ein wenig selbstständiger geworden.» – «Mein neuer Tagesablauf ist sehr angenehm, weil ich ihn selber strukturieren kann und deshalb mehr Zeit für Sachen habe, denen ich mich normalerweise nur am Wochenende widmen kann, wie z.B. Kochen.» – «Ich konnte mich vermehrt mit Themen in bestimmten Fächern auseinandersetzen, die ich noch nicht gut beherrscht hatte.»

Offensichtlich ist es einigen meiner Schülerinnen gelungen, im Bereich Selbstkompetenz spürbare Fortschritte zu erzielen. Die Autodidakten unter ihnen schätzten es, sich auf ihre Weise in den neuen Stoff einzuarbeiten, erst noch schneller und damit effizienter als im Klassenunterricht. Und introvertierte Schüler genossen es, die Aufträge in ihrem Reich zu jedem Zeitpunkt in Ruhe erledigen zu können.

Stimmt nicht

Mal ganz abgesehen davon, dass das Heranführen an das selbständige Arbeiten schon immer Teil des Unterrichtens darstellte und darstellt – z.B. in Form von Wochenplan- und Postenarbeiten, individuellen Prüfungsvorbereitungen bis hin zu umfangreichen Projektarbeiten –, gehört das selbständig orientierte Lernen zur Königsdisziplin, an der sich nicht nur Kinder und Jugendliche, sondern auch Erwachsene regelmässig die Zähne ausbeissen. Fehlt eine verbindliche Struktur – in Zeiten von Corona gar wochenlang – stossen auch intrinsisch motivierte Schülerinnen an ihre Grenzen. «Wenn wir am Morgen keinen Termin haben, der mich zwingt, aufzustehen, fällt es mir schwer, frühzeitig ins Bett zu gehen und regelmässig aufzustehen.»

Wenig überraschend, dass selbst Eltern von Schülern, die bereits über einen erstaunlich



hohen Grad an Selbständigkeit verfügen, wünschten, man möge das an den weiterführenden Schulen praktizierte Unterrichtskonzept auch an den Sekundarschulen anwenden. Dank Fernunterricht nach Stundenplan seien Zuständigkeiten und Erreichbarkeit klar geregelt. Ein durchstrukturierter Tagesablauf, gepaart mit Live-Unterricht, sei auch für Gymnasiasten allemal lernwirksamer als ein vom Stundenplan entkoppeltes Konzept, das den Schülerinnen an sich willkommene Freiräume biete, an denen auf Dauer aber viele letztlich scheitern würden.

Zweifellos können pädagogisch sinnvolle digitale Lernsettings einen wichtigen Beitrag dazu leisten, die Schüler auf ihrem Weg in die Selbständigkeit zu unterstützen. Mit der Vorstellung hingegen, per Digitalisierung liessen sich Lernende zu autonomen Lernwesen transformieren, ignoriert so mancher Digitalisierungspromotor den Umstand, dass der Mensch primär ein soziales Wesen ist.

#4 Lernen auf Beziehungsebene erfordert physische Präsenz

Stimmt

«Ich hätte nie gedacht, dass ich jemals schreiben würde, dass mir die Schule, meine Klassenkameradinnen und -kameraden und ja – ich gebe es zu – auch meine Lehrerinnen und Lehrer fehlen.» Nach sieben Wochen Fernunterricht freute sich auch meine Klasse auf die «richtige» Schule mit all ihren Vorteilen: strukturierter Tagesablauf, Kombination von geführten und selbständigen Unterrichtsphasen, direkte Interaktion mit den Kolleginnen und den Lehrpersonen.

Lehrpersonen, die der Digitalisierung tendenziell eher skeptisch gegenüberstehen, fühlen sich ob solcher Voten natürlich bestätigt und frohlocken, dass Lernprozesse nur auf der analogen Beziehungsebene ermöglicht würden. Pädagogen, die der Philosophie einen hohen Wert beimessen, pflichten Martin Buber bei, der davon überzeugt ist, dass «der Mensch am Du zum Ich wird».

Stimmt nicht

Ich erlebte die digitale Fernunterrichtsphase als äusserst bereichernd, in der ich meine Klasse auch nach mehr als zweieinhalb Jahren von einer ganz andere Seite kennenlernte. Die Stimmen mancher Schülerinnen, die im analogen Unterricht eher schüchtern wirkten und sich selten freiwillig am Unterrichtsgeschehen beteiligten, waren in den Audiokonferenzen kaum wiederzuerkennen: laut, deutlich und selbstsicher.

Wegen der Anpassung der VO Laufbahn fielen die summativen Bewertungen komplett weg. In der Folge kam die so gewonnene Zeit der formativen Beurteilung zugute. Allein aus organisatorischen Gründen liess sich der persönliche Austausch via «Teams» viel einfacher bewerkstelligen als im analogen Unterricht. Kurze schriftliche Feedbacks, spezifische Sprachnachrichten oder differenzierte Rückmeldungen mit Hilfe der «Assignments-Funktion» führten zu einer facettenreichen und vor allem individuellen Bewertung respektive Beratung, für welche sich die Schülerinnen und Schüler regelmässig bedankten. «Thank you very much for all your feedbacks. I will keep up the good work as I did until now.»

Einer Schülerin, die mir kurz vor 23 Uhr auf «Teams» eine Arbeit einreichte, schrieb ich spontan: «Liebe ..., mach mal Pause und geh schlafen.» Und fügte selbstironisch an: «Sagt derjenige, der um diese Zeit noch Deutschaufträge hochlädt ;-).» – «Ja, mache ich bald. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.» Das lachende Smiley mit Tränen in den Augen zeigte, dass Ironie – meine bevorzugte Art von Humor – auch schriftlich bestens funktionieren kann.

Keine Aussage, sondern eine Feststellung

Die regelmässige schriftliche Kommunikation mit ihren Lehrpersonen war nicht nur für die



angehenden Berufsmaturandinnen ein ausgezeichnetes Training. Auch die künftigen Mittelschüler konnten zeigen, was sie punkto Höflichkeit, Ausdrucksfähigkeit und Umgangsformen draufhaben. Erwachsene aus meinem persönlichen Umfeld staunten Bauklötze, als ich ihnen anonymisiert aus der Korrespondenz zwischen meinen Schülerinnen und mir vorlas.

«Falls die Konferenz heute Nachmittag länger dauern sollte, müsste ich sie vorzeitig verlassen, da ich einen wichtigen Termin habe», schrieb mir eine diplomatische Schülerin, die genau wusste, dass ich die Audiokonferenzen aufgrund der Qualität regelmässig überzog.

Vorausschauend informierte mich eine Schülerin rechtzeitig über die besonderen Bedingungen in ihrem Haushalt: «Ich wollte Sie darüber informieren, dass wir momentan den Sanitär im Haus haben, der ziemlich viel Krach erzeugt. Es könnte deshalb sein, dass ich das Mikrofon nicht einschalten kann, wenn Sie mich aufrufen. Ich hoffe, dass ich trotzdem gut an der Konferenz teilnehmen kann.»

Statt einfach in WhatsApp-Manier zu schreiben «Die Klasse möchte wissen, ob ...» leitete ein Schüler eine Anfrage mit diesen Worten ein: «Ich hoffe, Ihnen geht es trotz dieser aussergewöhnlichen Situation gut. Die Klasse hat mich beauftragt, bei Ihnen nachzufragen, ob ...».

Anstatt einfach «besten Dank» zu schreiben, griff eine Schülerin folgendermassen in die Tasten: «Ich bin Ihrem Ratschlag gefolgt und habe mich mit einem anderen Browser eingeloggt. Glücklicherweise hat es funktioniert. Vielen Dank für Ihre Hilfe.»

Und als ich einmal vergass, den Link zur Wochenübersicht im Gruppenchat zu posten, dauerte es nicht lange, bis mir eine Schülerin am Montagmorgen um 06:44 Uhr (!) diese Nachricht schrieb: «Guten Morgen Herr Loretz, ich würde gerne starten und wollte deswegen nachfragen, ob Sie uns den Wochenplan-Link noch zukommen lassen könnten.»

Persönliche Highlights

Komplexe schriftliche Aufträge dergestalt zu formulieren, dass sie möglichst ohne Rückfragen so lösbar sind, dass ein gutes Produkt entsteht, war für mich eine Challenge der besonderen Art. Aufgrund der fehlenden Interaktion musste ich mich viel intensiver in die Adressaten hineinversetzen. Das half mir, den angestrebten Lernprozess noch genauer zu durchleuchten.

Auch beim digitalen Live-Unterricht waren neue Wege gefragt, da die unmittelbaren Reaktionen der Schüler fehlten. Welche Bilder eignen sich optimal, welche Witze funktionieren auch auf auditivem Wege? Welche zusätzlichen Zwischenschritte sind notwendig, damit der Lernzuwachs überprüft werden kann? Der damit verbundene Zeitaufwand war natürlich beträchtlich. Umso schöner, wenn die Schülerinnen den Einsatz schätzten: «Klare Vorgaben, gut verständlich, abwechslungsreich, übersichtlich dargestellt. Löse die Arbeitsaufträge gerne und interessiert.»

Auch die Neuentdeckungen im Netz möchte ich nicht mehr missen. «Tim's Pronunciation Workshop»² beispielsweise ist umwerfend. Besser und humorvoller kann man die englische Aussprache nicht veranschaulichen.

Schliesslich – ich gestehe es – hat es mir der Blick in Nachbars Garten besonders ange-tan. Eine geschätzter Kollege und Freund legte seine Mathematikunterlagen anfänglich in einem allgemeinen Ordner ab. Da Neugierde bekanntlich zum menschlichen Wesen gehört, stöberte ich eines Abends im Mathe-Ordner meiner Klasse herum und stiess dabei auf höchst amüsante, zu Ostern passende Videoclips zum Thema Distributivgesetz. Wenn mir in meiner Gymnasialzeit ein derart einleuchtender Mathematikunterricht geboten wor-



den wäre, wäre aus mir möglicherweise kein Sprachlehrer, sondern doch ein Elektroingenieur geworden.

Schliessen möchte ich mit den bemerkenswerten Gedanken eines Vaters schliessen, der mir folgende Zeilen schrieb: «Persönlich bin ich überzeugt, dass eine solche Phase, wenn wir sie hoffentlich gemeinsam überstanden haben, unsere Kinder im Leben deutlich weiter bringen wird als zwei bis drei Monate Präsenzunterricht. Rücksicht zu nehmen, sich selber sinnvoll beschäftigen zu können, Lösungen zu finden, digitale Medien sinnvoll zu nutzen, ist eine Lebensschule für uns alle.»

Über die behauptete Notwendigkeit der Digitalisierung des Schulbetriebs

Condorcet-Bildungsblog, 20. Juni 2020, Christine Staehelin

Condorcet-Autorin Christine Staehelin ist Primarlehrerin in Basel-Stadt und hinterfragt die so oft kolportierte Notwendigkeit der Digitalisierung. Und sie erinnert an die Mahnung von Hanna Arendt, dass die Schule auch der Ort sein sollte, wo «die schiere Tätigkeit des Rasonierens selbst» seinen Platz findet.

Die Coronakrise und mit ihr das aufgezwungene Homeschooling haben der Diskussion rund um die Digitalisierung der Schulen einen enormen Auftrieb gegeben. So schreibt Nils Pfändler in der NZZ: «Die Ausnahmesituation hat der Digitalisierung des Schulbetriebs den Schub verliehen, auf den das Bildungswesen jahrzehntelang gewartet hat».¹ Der Titel eines Artikels von Sandrine Gehringer in der NZZ am Sonntag lautet: «Wie die Corona-Epidemie die Schweizer Schulen in kurzer Zeit zukunftsfähig gemacht hat».²

Das Unbehagen

Warum löst diese in einer enormen Krise aufgezwungene Digitalisierung trotz des plötzlich eingelösten Versprechens einer zukunftsfähigen Schule dennoch Unbehagen aus?

Warum haben wir die gemäss Pfändler wichtige Transformation des Bildungswesens nicht längst realisiert? Es liegt wohl nicht in erster Linie daran, dass die Budgets nicht gesprochen wurden, die Technologien nicht ausgefeilt genug wären oder die digitalen Lehrmittel fehlten. Es gibt genügend Anbieter, die schon lange bereitstehen, um die Digitalisierung der Schullandschaft voranzutreiben und auch mit entsprechenden Slogans öffentlichkeitswirksam dafür werben. Woran liegt es dann?

Was kann dagegen einzuwenden sein, dass das Wissen von einer Lernsoftware digital aufbereitet, die Lernangebote personalisiert, die Aufgabenstellungen den Fähigkeiten unmittelbar angepasst werden und die Rückmeldungen stets prompt erfolgen?

Wer möchte zu jenen gehören, die den Anschluss verpassen, nicht auf die Zukunft vorbereitet sind, wer möchte nicht innovativ, vernetzt und agil sein?

Notwendigkeit als Argument

Vielleicht ist es genau diese geforderte Notwendigkeit der Digitalisierung des Bildungsbereichs, die dieses Unbehagen verursacht. Die Notwendigkeit wird in Bezug auf eine Welt formuliert, von der angenommen wird, dass sie sich zukünftig unseren Kindern in einer bestimmten, unausweichlichen, aber unbekanntem Form präsentieren wird. Eine

¹ Pfändler, N. (2020, April 7). Die Schule erhält einen digitalen Schub. *Neue Zürcher Zeitung*, S. 10.

² Gehringer, S. (2020, April 24). Wie die Corona-Epidemie die Schweizer Schulen in kurzer Zeit zukunftsfähig gemacht hat. *Neue Zürcher Zeitung*. Abgerufen von <https://www.nzz.ch...>



Welt, für welche die Kinder gewappnet sein sollen.

Damit mitgemeint ist, dass der Mensch nicht mehr in der Lage sei, diese Zukunft selbst zu bauen; zu gestalten im Hinblick darauf, wie wir uns diese wünschen und was wir in Bezug darauf tun wollen und sollen. Es wird suggeriert, diese Rolle quasi auf uns zu. Das Besondere daran ist, dass wir, die Erwachsenen von heute, Prozesse, die in die Zukunft hineinwirken, initiiert haben, die wir nicht beenden und deren Auswirkungen wir nicht kontrollieren können, weil wir sie nicht kennen. Früher hatte es die Technik den Generationen ermöglicht, die Welt zu gestalten, indem sie Dinge hergestellt haben, die ein Menschenleben zwar oft überdauerten, dennoch aber grundsätzlich auch zerstört und damit rückgängig gemacht werden konnten. Heute stehen wir vor der Tatsache, dass die Technik der Digitalisierung Entwicklungen in Gang gesetzt hat, die kontinuierlich weiterwirken, sich verselbstständigen und selbstreferenziell weiterentwickeln.

Damit bestimmen die Prozesse unser Handeln, nicht umgekehrt. Womit sich die Frage stellt, ob der Begriff Handeln überhaupt noch der passende ist und ob nicht reagieren, sich anpassen oder sogar unterwerfen angemessener wären.

Unaufhaltsamkeit der Technologisierung

Das Interessante daran ist, dass der Mensch immer Naturprozessen ausgesetzt war, gegen die er sich zu schützen versuchte – die Covid-19-Pandemie ist ein aktuelles Beispiel dafür – ; heute aber ist er auch sich verselbstständigenden Technikprozessen ausgesetzt durch lernende Software und damit der Erschaffung künstlicher Intelligenz.

Und wie er sich dagegen schützen soll, wovon er sich so viel Fortschritt erhoffte, ist nicht klar. Dabei stellt sich, neben ganz verschiedenen ethischen Fragen, die sich mit einzelnen Phänomenen der Digitalisierung befassen, die ganz grundlegende Frage, ob es ethisch vertretbar ist, Technologien einzuschränken oder zu stoppen, die Innovationen, welcher Art und in welcher Form auch immer, bringen – und was das kosten darf. Also wie viele Daten aus welchen Bereichen gesammelt werden dürfen und welche Entscheidungen in welchen Lebensbereichen wir Algorithmen und selbstlernender Software überlassen wollen. Diese Fragen der Ethik gehen nun weit über jene Fragen hinaus, die das Handeln der Menschen und ihr Sein thematisieren und dabei ein gewisses Mass an potentieller Freiheit miteinschliessen. Denn plötzlich ist auch das Entscheiden von Maschinen möglich geworden. Diese ethischen Fragen stellen sich im Rahmen des rasanten Fortschreitens der Möglichkeiten der Technologien immer gleichzeitig zur Entwicklung, was eine ganz neue Herausforderung darstellt.

Diese Ausführungen sollen aufzeigen, dass die Frage nach der Notwendigkeit der Digitalisierung und der sich daraus ergebenden ethischen Fragen hochkomplex sind.

Schule unter dem Diktat der Notwendigkeit

Was hat das nun mit der geforderten Notwendigkeit der Digitalisierung von Schulen zu tun? Wenn die Zukunft möglicherweise eine digitale Transformation fast aller Lebensbereiche bringt, was wir nicht wissen, so liegt die Antwort darauf nicht in der Notwendigkeit einer Vorwegnahme dieser Entwicklung an der Schule. Eine drohende Vereinnahmung des menschlichen Daseins durch die Digitalisierung kann nicht reflektiert werden durch eine Übernahme desselben Prozesses an den Schulen. Notwendigkeit bildet deshalb aus zweierlei Hinsicht keine Entscheidungsgrundlage für einen Paradigmenwechsel an Bildungsinstitutionen. Einerseits beruht eine geforderte Notwendigkeit darauf, dass wir davon ausgehen, dass die Geschichte einen Verlauf nimmt, den wir an sich nicht beeinflussen können und dass die Schule als Institution jener Ort sein soll, der diesen Verlauf antizipieren soll. Andererseits kann Notwendigkeit nicht zu einer Leitidee für Schulen werden, weil die Schule – wenn sie neben der Vermittlung von Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten eine Erziehung zur Mündigkeit und damit zur Urteilsfähigkeit



verfolgen will – auch ein Ort des gemeinsamen Nachdenkens, Diskutierens, Abwägens und Argumentierens sein sollte. Allein darin lernt der Mensch, sich in einen Bezug zur Welt und zu den anderen zu setzen, und wird dabei der Freiräume des Handelns und Denkens gewahr. Wenn Mittel und Zweck von Schule als Bildungsinstitution darin zusammenfallen, dass sie sich an Notwendigkeiten orientieren, dann verliert diese Schule ihre gesellschaftliche Aufgabe und ihren Sinn.

Die Schule sollte auch der Ort sein, wo «die schiere Tätigkeit des Rasonierens selbst»³ seinen Platz findet. Ein mündiger und damit urteilsfähiger Mensch zu werden, setzt sehr viel Wissen über die Welt, deren Geschichte, Traditionen und Errungenschaften voraus, zu welchen auch die technologischen gehören. Sich dieses anzueignen, ist anstrengend und zeitaufwändig. Es setzt voraus, dass Lehrerinnen und Lehrer die Begeisterung dafür wecken können, sich die Welt ein klein wenig anzueignen, indem sie selbst als Personen diese Leidenschaft für die Welt weitergeben. Lehren und Lernen bleiben immer personale Angelegenheiten, «das personale Band zwischen Lehrkraft und Lernenden [ist] von zentraler Bedeutung für den Lernerfolg», wie Julian Nida-Rümelin und Klaus Zierer – auch in der NZZ⁴ – schreiben. Ohne eine Person als Gegenüber bleibt vieles undurchschaubar, unreflektiert und ohne Bezug.

Form und Inhalt nicht zusammenfassen

Der Einsatz digitaler Medien kann situationsabhängig durchaus sinnvoll sein, genauso wie das Programmieren als Lerninhalt, so wie die Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Gefahren der Digitalisierung durchaus ihre Berechtigung haben kann. Wenn aber die Form der Vermittlung mit dem Inhalt zusammenfällt, geht jene Distanz verloren, die es braucht, um sich mit der Welt auseinanderzusetzen und diese zu verstehen.

Wenn Kinder und Jugendliche, mit einem Tablet ausgerüstet, individuell hinter dem Bildschirm ihre personalisierten Themen mit adaptiven Aufgabestellungen abarbeiten und ihre sofortigen, automatisierten Rückmeldungen erhalten, während die Lehrerin oder der Lehrer nur noch online kontrolliert, ob alle etwas tun, oder hilft, wenn das WLAN oder das Login der Software nicht funktionieren; wenn das soziale Lernen nur noch das gegenseitige Helfen bei Schwierigkeiten mit den Aufgabenstellungen oder mit der Hardware meint, und wenn die Selbstkompetenz vor allem darin besteht, sich nicht von anderen Möglichkeiten, welche das Tablet auch noch bietet, ablenken zu lassen und eine gewisse Frustrationstoleranz zu entwickeln, wenn die unmittelbare Belohnung durch eine positive Rückmeldung des Systems ausbleibt, dann stellt sich die Frage, was die Schule überhaupt noch repräsentiert ausser jenen Ort, an welchem diese Geräte bedient werden – Lehrerinnen und Lehrer, welche das Wissen in ihren Köpfen aufbewahren, weitergeben und reflektieren, sind dann überflüssig.

Über Fragen der Notwendigkeit von Entwicklungen und über ethische Fragen kann der Mensch nur nachdenken, solange er Entwicklungen nicht als naturgegeben anschaut, welchen er sich anzupassen hat, sondern noch Platz lässt für Sollen, Wollen und Können und damit eine geteilte Welt, die einen Gestaltungsraum offenlässt. Die Voraussetzungen dafür kann die Schule als Ort der Kultur- und Wissensvermittlung zwischen einer älteren und einer jüngeren Generation und im Kollektiv von Gleichaltrigen, wo auch Zivilität eingeübt wird, leisten, und dies macht auch ihren Sinn aus. Keine Maschine kann das übernehmen, im Gegenteil, sie schaffen diesen Sinn ab.

³ Arendt, H. (2012). *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*. München und Zürich: Piper, S. 205

⁴ Nida-Rümelin, J. & Zierer, K. (2020, Juni 8). Die Debatte über die digitale Bildung ist entgleist. *Neue Zürcher Zeitung*, S.8



Das Zwischenmenschliche lässt sich nicht digitalisieren

Luzerner Zeitung 10.6.2020, Gastbeitrag von Carl Bossard

Gastbeitrag zum weiterhin stattfindenden Fernunterricht an den Gymnasien

Uri und Nidwalden holen ihre Gymnasiasten in den Präsenzunterricht zurück; Luzern und die anderen Zentralschweizer Kantone belassen sie weiterhin zu Hause und beschulen digital. Die politischen Behörden berufen sich dabei auf Bundesvorschriften. Warum versuchen sie nicht die Integration von gemeinsamen Unterrichtselementen, etwa in kleineren Gruppen und in zeitlichen Abständen? Allenfalls für Kernfächer oder bestimmte Klassen? Warum nicht lokale Lösungen? Und warum schaffen nicht alle Gymnasien, was Volksschulen leisten können, auch wenn die Vorgaben für die Sekundarstufe II strenger sind?

Das bleibt vielen unverständlich. Sie ahnen intuitiv, was die Bildungsforschung nachweist: Der Online-Unterricht ist ein wertvolles Instrumentarium; E-Learning erweitert und ergänzt die Lernformen. Doch der Präsenzunterricht im Klassenraum lässt sich nicht ohne Verluste in digitale Lernformate übertragen, Bildung lässt sich nicht auf technische Aspekte reduzieren. Keine noch so raffinierte virtuelle Methode kann den Kontakt in der Schule, den nachhaltigen, analogen Unterricht mit kooperativen Arbeitsformen und das gezielte Gespräch über komplexe Sachverhalte aufwiegen.

«Der Mensch wird am Du zum Ich», sagte der Pädagoge und Religionsphilosoph Martin Buber. Auch das beste Digitalprogramm kann das menschliche Visavis nicht ersetzen. Mit dem ferngesteuerten Lernen kommen darum nicht alle gleich gut zurecht. Das neue Lern-Setting benachteiligt vor allem lernschwächere Schüler und Jugendliche aus sozial weniger privilegierten Familien. Der Einsatz digitaler Medien ist für die meisten Schülerinnen und Schüler zwar unproblematisch. Was sie für ein gutes Lernen aber brauchen, ist ein engagiertes persönliches Gegenüber. Lernen braucht positive Beziehungen. Schule und Unterricht sind in vielem eben ein Resonanzprozess, ein Beziehungsgeschehen zwischen Menschen. Bildung entfaltet sich «in dichten Interaktionsprozessen mit Menschen und Dingen», analysiert der Soziologe Hartmut Rosa. Diese Dichte fehlt beim Distanzlernen.

Die Digitalisierung geht davon aus, dass der Unterricht ein kontrollierbarer und damit planbarer Prozess sei – sozusagen ein linearer Start- Ziel-Lauf, präzise berechenbar und von Algorithmen gesteuert. Das «Nebenhinaus», das Abweichende kommt kaum vor. Darum bringen nicht alle Kinder die notwendige Ausdauer auf, über längere Zeit einem digitalisierten Unterricht zu folgen. Sie langweilen sich bald einmal, weil keine Person wahrnehmbar ist und keine zwischenmenschliche Energie animiert. Es ist dieses «Dazwischen» – dieses Emotionale, Beziehungshafte, Dialogische –, das den jungen Menschen die unentbehrlichen analogen Resonanzverfahren vermittelt.

Lerneffekte aus dem systematischen Aufbau von Wissen, Können und Verstehen gehen von Lehrpersonen und ihrem Unterricht aus. Sie müssen da sein fürs konstruktive Feedback, für einen heiteren Zwischenruf, für Anerkennung und Anregung, für Widerstand und Widerrede. Schülerinnen und Schüler brauchen die verstehende Zuwendung ihrer Lehrerin; sie müssen sich vom Lehrer wahr- und ernstgenommen fühlen. Der Ort schulischer Bildung ist eben nie die Struktur allein, nie die Methode allein und auch nie das (digitale) Medium allein. Der Ort schulischer Bildung ist die Interaktion zwischen Menschen. Dieses dynamische Dazwischen macht das Eigentliche und Wesentliche des Unterrichts aus. Und dieses Dazwischen gibt es beim Fernunterricht nicht: Es fehlt die zwischenmenschliche Energie, es fehlt das Aufmunternde und Spontane, es fehlt das Pulsierende des Klassenraums.

Das gilt nicht nur für die Volksschule, das gilt auch fürs Gymnasium. Uri und Nidwalden lassen darum ihre Gymnasiasten in den Resonanzraum des Schulzimmers zurückkehren.



Carl Bossard ist Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Zug. Davor war er als Rektor der Kantonalen Mittelschule Nidwalden und Direktor der Kantonsschule Luzern tätig. Heute berät er Schulen und beschäftigt sich mit bildungspolitischen Fragen.

Die Debatte über digitale Bildung ist entgleist

NZZ 8.6.2020, Meinung und Debatte, Gastkommentar von Julian Nida-Rümelin und Klaus Zierer

Wer sich freut, dass die Welt der Bildung dank der Brachialgewalt der Corona-Krise endlich den Durchbruch zum Digitalen geschafft hat, ist auf dem Holzweg. Das direkte personale Band zwischen Lehrer und Schüler bleibt zentral für jeden Lernerfolg. Gastkommentar von Julian Nida-Rümelin und Klaus Zierer

Die Debatte um digitale Bildung krankt an einem Übermass an ideologischer Voreingenommenheit. Auf der einen Seite diejenigen, die mit dem Einzug von Laptops, Tablets und Co. den Untergang abendländischer Bildungstraditionen befürchten, und auf der anderen Seite diejenigen, die in Zeiten digitaler Transformation alles über Bord werfen, was in Jahrhunderten an pädagogischem Wissen gewachsen ist. Die Apokalyptiker werden bezichtigt, Abwehrreflexe zu kultivieren, während die Euphoriker als Propagandisten einer Ökonomisierung von Bildung karikiert werden.

Bereits dieser Streifzug durch die Debatte zeigt, dass es ihr an kulturellen Leitideen mangelt, die Voraussetzungen dafür sind, dass Bildungsreformen klare Zielsetzungen haben und zu kohärenter Bildungsentwicklung führen. Im Folgenden versuchen wir Orientierung zu geben, Vernunft und Empirie in die Debatte zu führen.

Reflexion und Distanz

Was ist unter «digitaler Bildung» zu verstehen? Will man diese Frage beantworten, so ist der Bildungsbegriff zu umreissen. Ohne dabei in langwierige Erläuterungen zu entgleiten, scheint uns die Bestimmung hilfreich: Bildung meint nicht das, was man aus meinem Leben gemacht hat, sondern das, was *ich* aus meinem Leben mache. Damit wird der Mensch als Autor seines Lebens zum Kristallisationspunkt. Mit der digitalen Transformation ändern sich die Formen und Strukturen der Kommunikation und Interaktion, der Information und Dezision. Die Verfügbarkeit von Daten wächst exponentiell, während deren wissenschaftliche, aber auch lebensweltliche Interpretation sich nur graduell ändert. Digitale Bildung muss diesem Auseinanderdriften entgegenwirken. Das alte – humanistische – Bildungsideal der Urteilskraft ist daher zentrales Ziel von Bildung und somit auch von digitaler Bildung.

Urteilskraft kann nicht an wissenschaftliche Expertise delegiert werden, denn diese ist disziplinar, punktuell, auf sich gestellt und daher nicht in der Lage, die einzelnen wissenschaftlichen Beiträge zu einem kohärenten Weltbild und zu einer kohärenten gesellschaftlich-politischen Praxis zusammenzuführen. Urteilskraft als Ziel digitaler Bildung muss deshalb darauf gerichtet sein, die Parzellierung von Wissensbeständen im schulischen Unterricht zu überwinden und Kritikfähigkeit zu fördern. Digitale Bildung setzt somit auf Reflexion und Distanz. Die dafür erforderlichen zeitlichen Spielräume sind durch eine Reduktion der Stofffülle bereitzustellen. Diese soll Schule nicht leichter machen, sondern herausfordernder, weil sinnvoller. Ebenso ist ihr Ziel nicht, Wissen überflüssig zu machen, sondern es als Orientierungswissen zu verstehen.

Angesichts einer Generation, die mit digitalen Endgeräten aufwächst und im Umgang damit ein hohes Mass an Geschicklichkeit entwickelt, kann es nicht das Ziel digitaler



Bildung sein, die täglichen Zeiten vor Displays, die ohnehin schon an der Grenze des pädagogisch Zutraglichen liegen, zu erhöhen. Jugendliche in Deutschland sind täglich im Schnitt fast vier Stunden online, diejenigen in den USA sogar neun Stunden.

Die Nutzung von Smartphones macht Kommunikation in sozialen Netzwerken sowie mediale Unterhaltung jederzeit möglich. Jugendliche können also die Endgeräte bedienen – sie verstehen sich auf die digitale Technologie. Was sie nicht verstehen, sind die Prozesse, die ein unreflektierter Medienkonsum in Gang setzt. So ist belegt, dass die Zeit der Internetnutzung in einem direkten, negativen Zusammenhang zur kognitiven Leistungsfähigkeit steht. Auch resultiert aus einem ausgiebigen und gekonnten Umgang mit der Technik nicht ein vertieftes Verständnis von Algorithmen. Dafür sind rudimentäre Kenntnisse einer Programmiersprache, der Kommunikationsmechanismen in sozialen Netzwerken und der Potenziale digitaler Innovation in Technik und Ökonomie nötig.

Ein konkretes Beispiel: Facebook funktioniert im Wesentlichen über Marketing. Es bietet eine Kommunikationsplattform an, die für viele weltweit attraktiv ist: Sie ermöglicht die Präsentation der eigenen Person, aber auch den Zusammenschluss mit Gleichgesinnten, mit politischen Kampagnen und dergleichen. Die algorithmische Steuerung erfolgt nun nach einem kommerziellen Muster, wonach einmal geäußerte Präferenzen für ein Produkt zu entsprechenden Angeboten dieses Typs von Produkt führen.

Eigenständige Akteure

Auch wenn Nutzende bei Facebook mitsteuern können: Dieses Grundmuster führt hinsichtlich der kompletten Kommunikations- und Informationssteuerung zu einer problematischen Entwicklung. Denn abweichende und widerstreitende Auffassungen werden zunehmend ausgeblendet. Man könnte sagen, die Marketinglogik, ausgedehnt auf die politische und kulturelle Kommunikation, führt zu einer Auflösung der Gesellschaft in mehr oder weniger stark abgeschottete Kommunikationsgemeinschaften in sozialen Netzwerken. Die Demokratie beruht aber auf der Idee einer gemeinsamen Öffentlichkeit, eines Raums, in dem Gründe des Für und Wider ausgetauscht werden und Meinungsbildung in Konfrontation mit unterschiedlichen Auffassungen erfolgt. Das, was gelegentlich als Filterblasenbildung in sozialen Netzwerken bezeichnet wird, gefährdet also Grundbedingungen politischer Kultur und demokratischer Praxis.

Ein wesentliches Ziel digitaler Bildung muss es daher sein, Jugendliche mit diesen Mechanismen vertraut zu machen und sie gegen den Trend zu Ideologisierung und Isolierung immun zu machen – anders formuliert: sie zu ermächtigen, eigenständige Akteure in den digitalen Kommunikations- und Interaktionswelten zu werden.

Nach unserem Verständnis darf digitale Bildung nicht zu einer Depotenzierung der Lehrkraft führen, weil nach allen empirischen Studien nicht die Technik, sondern das personale Band zwischen Lehrkraft und Lernenden von zentraler Bedeutung für den Lernerfolg und schliesslich auch für den Bildungserfolg ist: Menschen sind es, die Technik zum Leben erwecken, indem sie diese sinnvoll, also pädagogisch reflektiert und didaktisch gekonnt, in den Unterricht integrieren.

Diese empirischen Erkenntnisse werden von Industriezweigen systematisch ausgeblendet, weil alles, was technisch möglich ist, realisiert wird. Unter dem Stichwort «learning analytics» findet sich denn auch eine Reihe von Innovationen, die auf den ersten Blick interessant wirken, auf den zweiten Blick aber zutage fördern, dass Menschen durch Maschinen ersetzt und im Weiteren sogar Menschen wie Maschinen behandelt werden sollen. Auch wenn in manchen Fällen des Lernens durchaus ein kalter Rechner wirksamer sein kann als ein unfähiger Pädagoge: Wenn es nicht nur um das Lernen geht, sondern um Bildung, dann braucht der Mensch den Menschen.



Geschwächte Persönlichkeit

Manche digitale Tools führen im Schulalltag zur Vereinzelung und zum Rückzug, mit zum Teil problematischen kulturellen und sozialen Folgen. Das Summit Learning Project, das von Priscilla Chan und Mark Zuckerberg in den USA umgesetzt wird, ist ein beachtenswertes Beispiel: Im Zentrum steht eine personalisierte Lernplattform, die das individuelle Lernen und somit das gezielte Fördern ermöglichen soll. Darauf werden Prüfungsfragen, Lernziele und Aufgaben an den einzelnen Schüler angepasst. Die Lehrkraft wird so zum Mentor, der die jeweils getrennt voneinander lernenden Schülerinnen und Schüler begleitet.

Heute zeigt sich, dass bereits mehrere Schulen das Summit-Programm wieder verliessen, da sich Eltern und ihre Kinder über die stundenlange Bildschirmarbeit beklagten. Den Lernenden mangelte es an Interaktion und direkter Kommunikation. Hinzu kamen körperliche Beeinträchtigungen aufgrund der stundenlangen Tätigkeit am Computer. Ebenso wurden die mangelhaften Websites, die als Informationsquellen herangezogen wurden, kritisiert.

Solche Erfahrungen darf man nicht als Propaganda der Ewiggestrigen abtun. Sie zeigen nämlich, dass eine unbedachte Form der Digitalisierung des Bildungsalltags das Gegenteil des Beabsichtigten erreicht. Keine Stärkung, sondern eine Schwächung der Persönlichkeit der Lernenden durch einen Verlust der Lehrer-Schüler-Beziehung, soziale Isolation und digitale Abhängigkeit. In Zeiten einer digitalen Transformation ist somit die Professionalisierung von Lehrkräften wichtiger denn je. Sie benötigen die Urteilskraft, entscheiden zu können, welches Medium sie für welche Lernenden wann, wie und vor allem warum einsetzen.

Diese Urteilskraft setzt die Integration unterschiedlicher Wissensbestände in ein kohärentes Ganzes voraus, sie gewinnt ihre praktische Relevanz aber erst in der Brücke zur lebensweltlichen Erfahrung. Dies ist eine besondere Herausforderung für Lehrkräfte. Einerseits, weil es angesichts eines exponentiellen Zuwachses an Hard- und Software immer mehr Möglichkeiten dafür gibt. Andererseits, weil Lehrkräfte als Angehörige einer älteren Generation den Zugang zu den kindlichen und jugendlichen Lebenswelten sich oft erst erschliessen müssen.

Das, was Kritiker digitaler Kommunikation beklagen, wie körperliche Inaktivität, Kontrollverlust bei sozialen Netzwerken, Suchtsymptomen und Rückzug in virtuelle Welten, sollte nicht in der herablassenden Attitüde des Freundes digitalen Fortschritts abgetan werden. Die empirischen Ergebnisse sind dafür zu zahlreich. Technologien haben Menschen zu dienen, nicht Menschen den Technologien. Wir sind es, die entscheiden, welchen Gebrauch wir von digitalen Tools machen, wir bewerten diesen Gebrauch und haben diese Entwicklung als individuelle und kollektive Akteure zu steuern – in privaten, ökonomischen, sozialen und politischen Kontexten.

Digitale Bildung ist keine Alternative zur humanistisch angeleiteten pädagogischen Praxis, sondern fordert deren Fortführung, ja Radikalisierung. Im Mittelpunkt hat der Mensch zu stehen, seine Urteilskraft, seine Entscheidungsstärke und sein Tatendrang. Auch digitale Bildung muss darauf gerichtet sein, die Bedingungen dafür zu schaffen, dass der Mensch der Autor seines Lebens ist. Eine «humane Bildung» im Zeitalter einer digitalen Transformation kann, ja muss aus unserer Sicht die kulturelle Leitidee sein.

Julian Nida-Rümelin lehrt Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. **Klaus Zierer** ist Ordinarius für Schulpädagogik an der Universität Augsburg.



Die Schulen zukunftsfähig halten

NZZ 2.7.2020, Meinung & Debatte, Leserbriefe

Die beiden Gastkommentatoren Julian Nida-Rümelin und Klaus Zierer (NZZ 8. 6. 20) haben zu Recht versucht, die während der Corona-Krise hochgelobte digitale Bildung wieder richtig zu positionieren. In der Krise war man zwar froh, mit dem «Distanz-Learning» den Schulunterricht behelfsmässig aufrechterhalten zu können. Dabei konnte aber nicht übersehen werden, dass viele Schüler und auch Eltern damit überfordert waren und den Präsenzunterricht in den Klassen nicht annähernd ersetzen können. Es besteht daher kein Grund, den Schulunterricht komplett umzustellen.

Ziel der Schule ist es, neben der Wissensvermittlung kritisches Denken zu fördern und soziales Verhalten einzuüben. Um das zu erreichen, braucht es fähige Lehrpersonen, die im direkten Kontakt mit den Schülern diese Fähigkeiten vermitteln. Sicher bleibt daneben auch Platz, um mit Lernsoftware den Unterricht zu beleben und zu ergänzen. Seien wir aber vorsichtig bei der Umgestaltung unserer Schulen, denn nur kritisch denkende und selbstbewusste Menschen sind in der Lage, die Welt lebenswert zu gestalten.

Anne Winter und Hanspeter Baumann, Lausen

Stärkung der Lehrerfunktion

10.6.2020, Hanspeter Amstutz

Leserbrief zum Gastkommentar von Julian Nida und Klaus Zierer über die digitale Bildung, NZZ vom 8. Juni

Die Autoren unterstreichen, dass Lehrerinnen und Lehrer eine zentrale Rolle im Bildungsprozess zukommt. Damit ist sicher nicht gemeint, dass Lehrpersonen ihr Ego hervorstreichen. Doch sie haben eine professionelle Funktion mit einer Ausstrahlung, die sich nicht mit dem Verhalten von grauen Mäusen vereinbaren lässt. Lehrpersonen sind nicht einfach Coaches, sondern kompetente Personen, die im lebendigen Dialog mit Kindern und Jugendlichen wesentliche Bildungsinhalte vermitteln. Selbstverständlich lernen Kinder auch viel von anderen Kindern und in gezielten digitalen Übungsphasen. Sobald aber wesentliche Zusammenhänge erklärt werden müssen, werden Bildungsinhalte am wirkungsvollsten von Lehrpersonen vermittelt. Eine attraktive Geschichtsstunde setzt voraus, dass eine Lehrerin ein Ereignis spannend schildern und danach eine vertiefende Diskussion mit der Klasse führen kann. Lehrer müssen so gut ausgebildet sein, dass sie in ihren Lektionen aus dem Vollen schöpfen können. Eine Schwächung der Lehrerfunktion, wie sie bei einer sehr weitgehenden Digitalisierung des Schulbetriebs eintreten würde, wäre mit Sicherheit kein Gewinn für unsere Volksschule.